

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 56.

Dienstag, 8. März

1927.

Die lustigen Leute auf Unverzagt.

(5. Fortsetzung.)

Roman von E. Fischer-Martgraff.

(Nachdruck verboten.)

Des Betters Arme hatten so schnell losgelassen, daß die kleine Kindergestalt unversehens ins Wanken kam und die Kusine mit den schlanken, nicht zu kleinen Händen zugreifen mußte, um sie vor dem Sturz zu bewahren.

Und nun trösteten und hätschelten die beiden großen lieben Menschen an dem Bäschen herum, über deren samtweiche Wangen noch immer die glitzernden Tropfen herniederrieselten.

Better Jakob streichelte im Takt ihr Gesicht und sang dazu nach selbsterfundener Melodie: „na, weine nur nicht, na, weine nur nicht, in der Nöhre steh'n Bratfisch', das weißt du nur nicht.“

Was aber nur zur Folge hatte, daß der Tränenstrom wieder stärker anschwellte und zum frampfhafsten, haltlosen Schluchzen wurde.

„Ihr lacht mich immer nur aus, wenn ich Kummer habe. Was bin ich auch gegen euch? Ein richtiges Nichts...“

„Was geht hier vor?“ fragte eine bebende Stimme von der Eingangstür her, „ist etwas geschehen?“

Ein junger Offizier in der Uniform des Infanterie-Regiments im nicht zu fernen Garnisonstädtchen war, von dem Wirtschaftshofe her, quer über den großen Kiesplatz gekommen, hatte die Terrassenstufen in zwei Sätzen genommen und stand nun unter dem weißlackierten Gefüge des Türrahmens, einen angstvoll gespannten Zug in dem hellen, sehr regelmäßig gezeichneten Gesicht von unverkennbar nordischem Typus.

„Knud!“

Mit einem jubelnden Aufschrei war Traute den jungen Verwandten entschläft.

Mit ausgebreiteten Armen flog sie dem Ankömmling entgegen, umschlang ihn strahlenden Gesichts und drehte sich jauchzend ein paarmal mit ihm im Kreise: „Knud, du? Nein, die Freude. Solch eine Überraschung! Hat dein Hauptmann dir Urlaub gegeben?“

Ihre Tränen waren versiegt. Jede Spur von Kummer war aus den lachenden Augen wie weggewischt.

Sie plauderte und lächelte, küßte und ließ sich küssen. Und dazwischen flüsterte sie immer wieder atemlos: „Rein, du! Solch ein Heimlichruer, und hat mir gar nichts davon gesagt.“

Und der junge Offizier konnte sich nicht satt seh'n an dem holden Gesichtchen, um das die hellbraunen, seidenweichen Locken herumtanzten, und horchte mit seligem Entzücken dem kinderfrohen Lachen nach, das wie der Klang eines feingestimmten, silbernen Glöckchens klang.

Sein tiefestes Gesicht nahm allmählich den Ausdruck strahlenden Glückes an. Wie von innen durchleuchtet, erschien es, als er wieder und wieder fragte:

„Hat mein Lieb sich schon wieder einmal unnützen Kummer gemacht?“

Er drückte ihre kleine Gestalt an sich, so heiß und stark, als wollte er sie zerbrechen, und Trautchen hing in seinem Arm, die Lippen halb geöffnet, wie eine Blume, die in grellem Sonnenchein gestanden, und die nun wie in schwerer Ermattung den Kopf neigt.

„Na, mach's man halbwegs!“

Der Haussohn stand vor dem jungen Brautpaar, breit-

spurig, beide Hände in die Seite gestemmt, aber er wandte sofort den Kopf, als die Schwester seinen Arm faßte: „Brüderl, komm, hilf mir die Löffelchen aufziehen.“

Und als er bereitwillig folgte, sah sie ihn bedeutungsvoll an und schüttelte tadelnd den dunklen Kopf, worüber Jakob, indem er der Flasche mit scharfem Ruck und lautem Knall den Pfropfen entzog, in echt männlicher Bestimmtheit mit einem erstaunten „Ja, was meinst du denn?“ quittierte.

„Aber Junge, laß den Kindern doch ihr Glück!“ flüsterte die Schwester ihm ins Ohr und hielt ein Weinglas prüfend gegen das mehr und mehr schwindende Tageslicht, „so versteh' doch. Zudem weißt du, wie empfindlich unsere zarte Mimose ist...“

Der junge Baron hatte die Augenbrauen hochgezogen: „I, nee, warum meinst du denn? — Sie sind verlobt und das Naturgemäße ist, daß sie eines Tages heiraten werden.“

„Jawohl, wenn Tante Hilde das dazu nötige Kommißvermögen gibt.“

„Wird sie. Warum sollte sie nicht? Sie hat's dazu.“ —

„Das schon,“ behnte die Schwester. Dann trat sie hart an seine Seite, während sie eifrig an einem Löffelglaschen pulte und rief: „Jungchen, du hast sie nun doch von neuem kennen gelernt,“ wisperte sie ihm ins Ohr. „Hast du Hoffnung? Ich habe es den Eltern gleich gesagt. Wer so im Glück sitzt, wie die Tante, und nie die Not des Lebens kennen gelernt, hat gewöhnlich eine kleine, enge Seele...“

„Das wollen wir nicht so schroff hinstellen.“

„Doch, doch!“

Suse versuchte das Viertelfaß Münchner, das, in nasse Tücher geschlagen, in der Ecke beim Kamin lagerte, anzuheben, um es auf das bereitstehende Gestell zu heben, mußte aber keuchend wieder davon Abstand nehmen.

Jakob, der eine Minute schweigend und nachdenklich aus dem Fenster geblickt hatte, war hinzugesprungen und drängte sie sanft beiseite: „Aber Suse, du willst dir wohl Schaden tun? Warum rufft du nicht? Du müchtest wohl, daß ich mich schämen soll. Was, du Rader?“

Die Schwester, die hochatmend neben ihm stand, gab ihm, der, nachdem er die feuchten Tücher sorgsam wieder über das Faß gebreitet hatte, und sich nun die Hände an dem Taschentuch trocknete, scherzend einen kleinen Nasenstüber.

Dann fiel sie ihm lachend um den Hals und küßte ihn auf die sonnengebräunte Wange: „Weiter reiche ich nicht, du Enkelsohn, sonst eigentlich sollte es die Stirne sein, mein Kerlchen — Jakoble!“ machte sie dann neckend mit einer reizenden Grimasse.

„Warte, du!“ Er hatte ihre Hände mit starkem Griff gefaßt und hielt sie wie in Klammern.

Doch dann ließ er plötzlich los und piffte, die Hände in den Taschen des Jacketts, still ergeben durch die Bähne: „'s hilft doch nichts,“ meinte er bekümmert. „Was man dreißigzwanzig Jahre in Ehren getragen, bleibt an einem kleben. Warum mußte auch der Amtsrat Tribonius bei mir Pate und ich ihm zuliebe den Namen des Erzwaters erhalten. Warum?“

„Ja, wenn du schon beginnst, „warum“ zu fragen,“ neckte die Schwester. „Warum scheint die Sonne? Warum

heißt dies „Eis“ und nicht „Eisenbahn“ — na, und daß nun gerade deine Kindermutter eine Schwäbin war“, lachte sie ausgelassen so recht aus froher Brust heraus, und ihre dunklen Augen blitzten, „und aus dem ehrwürdigen Jakob das Diminutiv Jakoble schmieden mußte —“

„Und bin ich Enatssohn damit behaftet, unrettbar . . .“, sagte er mit gemachter Schwermut.

„. . . als ob ihr verheiratet wäret,“ vollendete die Schwester, noch immer hochatmend in unverfälschter, scheinbar immer neu quellender Heiterkeit. Die Kümmeris des Bruders über die ganz unbegründete und darum um so schmerzlichere Verkleinerung seines Namens war ein steter Anlaß scherzhafter Redereien und harmloser Streitigkeiten zwischen den Geschwistern. „Na, nun laß's gut sein, Brüderl. Da, prob' mal, ist das Bier kühl genug?“

Sie hielt ein Kristallglas unter den Hahn des Fasses, es bis zur Hälfte vollaufen lassend, und die schlanke Gestalt hochredend, hielt sie dem Bruder den weiß aufschäumenden Trank an die Lippen. Und wie sie mit den dunklen Augen, von deren stark dunkel gefärbter Iris sich kaum die Pupille abzeichnete, zu ihm aufsaß, da glitt ein Ausdruck schwesterlicher Zärtlichkeit, wie ein Leuchten von innen heraus, das es wunderbar verschönte, über ihr Gesicht, in dem nichts Klein, und doch alles harmonisch war.

„Trink ihn aus, den Trank der Labe und vergiß den großen Schmerz,“ zitierte der Bruder und tat einen tiefen, durstigen Zug.

„Ausgezeichnet!“ Er wischte die glitzernden Schaumperlen aus dem sehr gepflegten, aber doch bis dato kaum bemerkbaren Bärtchen über der Oberlippe.

Mit ihrem großen, vornehmen Schritt war Susanne zu einem tiefen, altmodischen Spiegel in Silbersfassung hinübergegangen, den man in den Wandpfeiler zwischen den Fensterbögen eingelassen, hatte ein kleines Taschenspiegelchen hervorgezogen und strich damit glättend über das stark und äppig aufstrebende Haar.

„Eh!“

Das Brautpaar war mit jähem Erschrecken auseinandergefahren.

Suse und der Bruder eilten mit erzwungenem Lächeln der Tante entgegen, die da so leicht aufgebaut, wie hingeweht auf der Schwelle des Zimmers stand.

Sie wehrte mit einer kleinen, vornehmen Handbewegung dem Reffen, der ihr beflissen den Arm bot, um sie tiefer in das Gemach zu führen.

„Was seh' ich da,“ fragte sie scharf, eine tiefe Falte zwischen den feinen Brauen, „Traute?“

In dem einen Wort war eine tiefe Stufenfolge aristokratischer Entrüstung und tantenhaften Bestrebens enthalten.

Das zierliche Mädchen hatte entschlossen die Hand des Verlobten gefaßt, und nun stand sie, rotübergossen, mit der glückseligen Wichtigkeit eines Kindes, das sein Weihnachtsgeschenk präsentiert, vor der Gestrengen: „Tante, liebes Tantchen, es ist mein Bräutigam . . .“

Und Knud Knudson bückte sich, noch ganz aus der Fassung, so plötzlich vor die große Frage seines Lebens gestellt zu sein, mit klopfendem Herzen fast bis zur Erde: „Meine allergnädigste Tante,“ stammelte er. —

Doch Wechthilbis schenkte ihm nur einen halben Blick: „Ich bin es gewöhnt, vorerst um Erlaubnis gefragt zu werden, ehe mich jemand, den ich bisher nicht die Ehre hatte, zu kennen, Tante nennen darf,“ sagte sie so bündig, wie man es ihrem sonstigen zarten, beinahe altjüngferlichem Sichgeben gar nicht zugetraut hätte. —

Aber sowie ihr aristokratisches Bewußtsein ins Spiel kam, erwachte unvermittelt, überraschend plötzlich die ganze raffige Energie der Massenbachs in ihr.

„Hat der Herr, den du mir als deinen sogenannten Verlobten vorstellst, keinen Namen?“ wendete sie sich an Traute, die schon wieder mit dem Weinen kämpfte.

Das zierliche Dingelchen schien sehr nahe aus Wasser gebaut zu haben, auch war der Sturz aus erträumtem Himmel in das Grau der Alltagsprosa gar zu plötzlich gekommen.

Ihr Vetter, dessen Auge mitleidig auf dem reizenden Gesicht des Bäscheus geruht hatte, beeilte sich, ihr zu Hilfe zu kommen.

Er war der Traute, die nun seit Jahren Kindesrechte in der Familie genoß, einst sehr zugetan gewesen, und hatte

ganz im geheimsten Winkel seiner Seele gehofft, sie dereinst als die Seine heimzuführen, mit ihr Freud und Leid teilen zu sehen.

Aber der Freiherr, dessen scharfem Auge des Sohnes verborgenes Sehnen nicht entgangen war, hatte ihn eines Tages „beim Rockknopf genommen“, wie er es selbst nannte:

„Junge,“ hatte er zu ihm gesagt, „wie denkst du dir das? Soll das Glend, das ohne unsere Schuld über uns gekommen ist, durch Generationen so fortwurzeln? Eure, deine und Suses erste Jugend ist unter drückendsten Sorgen und schwerer Arbeit vergangen. Meinst du, daß du die Spannkraft behalten würdest, bis in dein Alter hinein dies erfolglose Ringen fortzusetzen? Und der Konz ist doch auch noch da, das liebe Kerlchen. Junge, wenn sie wenigstens von robuster Gesundheit, so ein echter Gardegrenadier, wäre, die da in Wassertiefeln durch die Ställe geht und die Knechte in Raison hält, wenn du nicht da bist. Aber dies zarte Püppchen, das geschont und geschützt werden muß — und dann . . .“

Da hatten plötzlich helle Tropfen in den Augen des starken Mannes gesunkelt, und ganz leise und gedrückt hatte seine Stimme geklungen:

„. . . die Mutter, Jakoble, wenn die hier heraus sollte, deren unermüdbarem Fleiße, deren übergroßer Bescheidenheit in bezug auf sich und ihre Lebensgewohnheiten wir es zum großen Teil zu danken haben, daß wir noch immer als Herren auf Unverzagt und Massenbach sitzen dürfen. Die Mutter, Jungchen, und Konz und Suse, der mit ihrer zeichnerischen Begabung das Arbeitsleben hier auch gar nicht auf den Leib geschrieben ist. Und nun gar die Traute selbst . . . Wende dich irdischeren Gottheiten zu. Sieh mal die Gerda auf Stötterich, dies Brachtmädchen. Als wir das letzte Mal so ganz plötzlich vor der Rampe hielten, ich habe es gesehen, wie ihr die rote Farbe zu Kopfe schoß — Junge, wo hast du deine Augen? — Sieh eine Gede junger Massenbachs ohne jede pekuniäre Hilfe, 's hält's nicht mehr aus. Der Nervus drehrum, 's ist nun mal die Hauptsache hier unten. Dagegen hilft kein Philosophieren . . .“

Fortsetzung folgt.

Stunden.

Wie aus unauslotbar tiefem Meeresgrunde
Tauchen schwante Stunden aus dem Strom der Zeit.
Und ihr eigenes Gesicht trägt jede Stunde
Als ein Wellenwirbel in der Ewigkeit.

Wie sich Wellen leuchtend oder blauschwarz heben
Unter Sonnenfeuern oder Wollengrau,
Gibt der Stunden wechselvoll Vorüberschweben
Flammeklare oder dunkelfarbne Schicksalschau.

Unergründlich bleibt ihr ewig fremdes Walten,
Eist verflatternd offenbaren sie geheimen Sinn.
Doch das Leben tätig wirkend zu gestalten
Und bereite Schöpferkräfte zu entfalten,
Gibt sich jede kurze Stunde willig hin.

Heinrich Heis.

Eine Nacht auf der Schnellzugslokomotive.

Von Paul A. Schmitz.

Da liegt das sechzehn Meter lange Tier,
Die Dampfmaschine.

Auf blankgeschliff'ner Schiene

Rollt heißer Blut und Sprungbereiter Gier —

Da lauert, liegt das langgestreckte Eisenbieß . . .

Diese Eingangsverse eines Gedichtes von Gerrit Engelke gehen mir durch den Sinn, da ich zum letztenmal die ganze Länge der Maschine abmesse, die mich acht Stunden lang durch eine eisige Winternacht bringen soll, einem neuen Morgen entgegen in fremder Stadt. Ruhig und gleichmäßig atmet sie, aus den vibrierenden Zylindern fließt eisend Öl und Wasser. Die Räder, deren Durchmesser Manneshöhe erreichen, scheinen unter jedem Stoß erwartungsvoll zu erzittern.

Der Zeiger der Bahnhofsuhr springt um den Abstand einer Minute vorwärts. Ich klettere die Stufen einer eisernen Leiter hinauf zum Führerstand der Maschine. Die Atemstöße der Maschine teilen sich zitternd dem Körper mit.

Eine Minute Verspätung — zwei Minuten Verspätung. Der Führer brummt mühsam vor sich hin. Jetzt — letzte Türen fliegen hinter uns zu. Fenster knirschen. Das Signal zur Abfahrt ist gegeben. Der Führer legt die Hand an den Regulatorhebel. Das ruhige Atmen der Maschine geht über in wildes Schnauben, lauter und lauter, dann donnern Dampfstöße gegen das Glasdach der Halle. Das Zittern des Maschinenkörpers nimmt zu — die Räder begannen sich zu drehen. Der Zug läuft langsam aus der Halle aus.

Vor uns blühen die Schienen im Lichte der Bogenlampen. Der Zug sucht sich, sicher geleitet, seinen Weg durch das Gewirr der Weichenlampen. Hinter uns schleppt sich eine dunkle Schlange mit glühenden Schuppen nach: der Schnellzug.

Der Weichenwald ist durchlaufen. Der verwirrende Lärm des Schienengeräuschs geht über in gleichmäßigen Rhythmus, da wir die offene Strecke gewinnen. Langsam steigert sich das Tempo. Jetzt knirschen die Räder schrill auf und die Lokomotive legt sich schmerzvoll auf die Seite. Der Zug würgt sich durch eine scharfe Kurve hindurch und donnert dann befreit über eine einsame Brücke. Tief unter uns schimmern die Fluten des breiten Flusses.

„Freie Fahrt!“ schimmert uns das grüne Licht eines Signalmastes entgegen. Als ob ein Jubel durch den eisernen Körper der Maschine dringt, steigert sich das Tempo. Rasend frisst sich die Maschine vorwärts auf dem schimmernden Eisenband. Freie Fahrt! Die Strecke ist auf Kilometern hin ohne Kurve. Hier können die zwei Minuten Verspätung eingeholt werden. Die Zylinder dröhnen unter dem Druck der Atmosphäre. Volle Dampftrakt preßt die Kolben und jagt die Räder schneller und schneller um die eiserne Achse und vorwärts ins ungewisse Dunkel der Winternacht.

Der Wald rechts und links geistert wie ein Meer Gespenster vorbei, und die Rauchschwaden peitschen die Dunkelheit und flattern wie die aufgelösten Haare eines aufgelösten Weibes. Eine wilde, wonnige Jagd hebt an in die eifige Winternacht.

Der Führer steht ruhig und unbefümmert um all diese wilde Schönheit. Sein Auge hängt an den Zeigern der Manometerrohren oder späht nach dem grünen Licht. Freie Fahrt! — Wir durchfahren kleine Stationen. Weichen poltern unter uns, und zerreißen den donnernden Symphonie unseres Schienengesangs. Ganz kurz nur, dann dämpft sich der Gesang, da wir die öden Bahnsteige entlangjagen. Lichter blinken auf und versinken. Das grüne Signallicht winkt wieder und die Räder haben im Vorwärts den alten gleichmäßigen Takt wiedergefunden. Weiter! — Weiter!

Ein Griff des Führers an den Regulatorhebel und der Dampfdruck läßt nach. Das Tempo verringert sich, Schienen münden in unseren Strang. Die Lichter mehrten sich, und wieder poltern die Räder über knirschende Weichen. Die Bremsklöße klammern sich an den glatten Rädern fest. Wir fahren in eine Bahnhofshalle ein: die erste Station.

Die Verspätung ist eingeholt. Wieder schlagen die Türen zu. Das Signal blinkt auf: Weiter! Die Halle liegt hinter uns. Freie Fahrt!

Es fängt an zu schneien. Die Wolken haften tief. Die Schienen sind nicht mehr zu erkennen. Im Licht der Scheinwerfer tolt ein Millionenwirbel kleiner Schneeflocken. Die Winkelscheiben werden undurchsichtig. Der Führer muß im eisigen Luftzug nach den Lichtern spähen.

Freie Fahrt! — Der Deiser reißt die Tür der Feuerung auf. Gleißend überfällt uns die Glut des Feuers und frisst sich hinter uns in die jagende Nacht. Funken sprühen aus dem Kamin, da die Glut des Feuers aufgewühlt wird und fliegen im Wirbel der Schneeflocken über uns fort. Dann frißt der Kessel Kohlen in sich hinein — unersättlich.

Die Feuerungstür ist wieder geschlossen. In voller Fahrt jagen wir in eine Kurve hinein. Die Maschine neigt sich nach links. Bedenklich. Die Bremsklöße schreien auf! Haben wir ein Signal überfahren? Nein! Aber die Geschwindigkeit war in der Kurve zu hoch.

Ein Licht kommt uns entgegen. ... Was ist das, was? Ein Zug auf unseren Schienen? Der Atem stockt mir. Nein. Es ist vorbei. Auf dem Nachbargleis kriecht ein Güterzug die Strecke entlang. Schattenhaft und zerrissen durch unsere Schnelligkeit liegt er an uns vorbei.

Dann kommt wieder eine Station. Ein Stationsvorsteher brummt etwas von Verspätung. Der Führer sucht die Achse. Weiter! — Wieder hinaus in die Nacht. Immer noch wirbelt der Schnee. Vorsichtig sucht der Zug seinen Weg. In einer Kurve kann ich seine ganze Länge überblicken. Sicher und geborgen gleiten die strahlenden Bogen hinter der Maschine her. Schlafende Menschen, in warmen Abteilen auf weichen Polstern gestreckt, vertrauen, ohne auch nur einmal daran zu denken, den beiden Männern auf der Maschine. Ich schließe die Augen, um mich in die Ruhe des

Geborgenseins hineinzuträumen. ... Jetzt ist ein Signal überfahren. Auf der Strecke liegt das abgerissene Stück eines Güterzuges. Unsere Maschine jagt vorwärts in den wirbelnden Schnee. Da — wenige Meter entfernt, blitzen die Schlusslichter des Güterzuges auf. Die Bremsklöße flackern hell auf die Räder. Dann Sekunden eisiger Stille, bis sie zerissen wird von Bersten und Splittern. ... Entsetzt reiße ich mich aus dem Dämmer meiner Gedanken. Der Führer steht am Schufenster, ruhig, kühl und überlegen. Der Zug ist sicher geleitet. Schläft ruhig in den warmen Abteilen ihr Menschen im Zug. Dort der kühle Mann mit den klaren Augen führt euch und umgibt euch mit Sicherheit. Er empfindet keinen Schlaf, und der Deiser, der unermüdlich füttert das eiserne Tier, daß es weiter die Stunden durchrast. Das Wetter wird klarer. Es geht auf den Morgen an. Schon acht Stunden braust die Maschine, willig dem Druck einer Hand gehorchend, durch die Dunkelheit. Unermüdlich und mit ungeheurer, gebändigter Kraft. Bald jagt sie wie ein gezeichnetes Wild mit zitternden Weichen, um Verspätung einzubolen, bald steht sie schnaubend still vor dem roten Licht eines Signalmastes und wartet, bis das grüne Licht steigt, das erlösende, befreiende Licht. Vorwärts, dem Ziel entgegen. — Der Morgen bricht an. Jubelnd braust die Maschine über das Weichengewirr. Diesmal klingt das zerrissene Lied der Räder wie Siegesjauchzen. Langsam und überlegen fährt die Maschine in die Halle ein. Wenige Meter vor dem Pressbord macht sie halt. Müdes abgekämpftes Schnauben rinnt sich aus der glühenden Lunge der Maschine los und aus der Weiche steigt Dampf der Erschöpfung. Reisende tockeln verschlafen an der Maschine vorbei. Der Führer lächelt. Eine schwere Nacht liegt hinter ihm. Noch eine Stunde, dann kommt auch für ihn die Ruhe, und sein Tier, sein eisernes, darf rasten. Bis zum Abend, dann jagen die beiden wieder hinaus in die Nacht.

Die Welt der Frau

Das Mitleid und die Kinderseele.

Von Rote Tiedemann.

Unglaublich verschiedenartig sind die Erlebnisse, die bei Kindern Mitleid auslösen. Im allgemeinen ist, besonders bei kleineren Kindern, eine mitleidige Regung sehr selten, sie wachen sich alle mehr oder weniger mit einer oft zu weitgehenden Kälte den Geschehnissen gegenüber, bleiben aber andererseits vor allzu großer Sensibilität bewahrt.

Allen Sterblichen gibt die Natur ja einen gewissen Selbstschutz, denn wer könnte das Elend und die ganze Schwere des Lebens ertragen, wenn nicht oft die Begierde, Mitleidigkeit und Gleichgültigkeit im Gefühlsleben ihn vor allzu tief gehendem Mitleid bewahrt.

Bei Kindern ist in dieser Beziehung der Einfluss der Erwachsenen sehr maßgebend und manch mitleidiges Wort, manche Träne der Mutter bringt ihnen die Tragik irgend eines Geschehens erst wirklich zum Bewusstsein und erweckt ihr Mitleid. Trotzdem sind sie andererseits sehr selbstständig in ihren Empfindungen und es lässt sich aus ihren Gefühlsausbrüchen leicht schließen, wie weit eine gewisse Herzensgüte ihnen angeboren ist. Besonders den Tieren gegenüber, denen sie sich naturgemäß überlegen fühlen, äußert sich ihr Empfindungsleben sehr verschieden. Es ist nun nicht gesagt, daß Kinder, die sich zu Tierquälereien hinreihen lassen, unbedingt hartherzig sind, oft fehlt ihnen überhaupt die Fähigkeit sich

reichen, sich selbstbewußt umschauen und plötzlich ihre eigene Barmherzigkeit pharisäerhaft empfinden und ihre gesellschaftliche Überlegenheit als: „Besserer Leute Kind!“ herausstreichen. Ebenso ist es mir unbegreiflich, wie viele Eltern vor den Kindern in verächtlichem Ton über ihre Hausangestellten reden können. Sie geben sich ordentlich Mühe, jede mitleidige Regung des Kindes für diese Mädchen, die sich von früh bis spät für die Familie abmühen, zu ersticken, lassen sich nichts in der Erziehung des Kindes so anlegen sein, als den Begriff der Standesunterschiede, die den meisten Kindern gottlos noch ferne liegen. — Das Kind kann noch nicht beurteilen, wie erwachsene Menschen arbeiten und selbst bei unglücklichen Angestellten hüte man sich, sie vor dem Kind auszusprechen, das oft mit großer Liebe an den Hausangestellten hängt.

Schulkinder sind meistens sehr wenig mitleidig für das Mißgeschick ihrer Kameraden. Eine gewisse Schadenfreude verdrängt oft das Mitleid, und sie haben eigentlich wenig Verständnis für einander. Wenn ein Kamerad sich schneidet oder verletzt, so ist die Störung des Unterrichts so willkommen, die Wirkung des Unfalls auf Lehrer und Direktor so interessant, daß die Sensationsgier meistens überwiegt und einer wird den andern vor allem fragen: „Hat es stark geblutet?“ Dann muß man die Kinder ruhig gewähren lassen, sie nur nicht wegen Gefühlsroheit schelten, dieses elementare Abschütteln aller Weichherzigkeit und offene Betönnern ist tausendmal wertvoller, als das so oft geübte Mitleid der Erwachsenen, und wenn das Kind sieht, daß von ihm ein mitleidiges Gebahren verlangt wird, wo es einfach nichts empfinden kann, wird es in seinen Mitleidsäußerungen ungewollt von dem sich wahrhaft äußernden Mitleid des Lehrers oder später der Mutter ergriffen werden und bald auch in sich verwandte Regungen spüren.

Das Gefühlsleben des Kindes werde behütet, ohne zu tiefe Beeinflussung, werde vor allem zur Wahrheit seiner Empfindungen geführt. Je nach Veranlagung werde das erwachende Mitleid in seiner Seele gesteigert oder beruhigt.

Praktische Winke.

Wenn das Essen anbrennt. Trotz aller Vorsicht passiert es selbst in den „besten Familien“ manchmal, daß das Essen anbrennt. Um es noch genießbar zu machen, muß man den Topf sofort vom Feuer nehmen, den Inhalt in einen anderen sauberen Topf gießen, vorsichtig, damit der angefetzte Rest zurückbleibt. Man stellt den Topf dann einige Minuten lang in kaltes Wasser, fügt dann eine Kleinigkeit Zucker hinein, und macht das Essen wie gewöhnlich fertig. Durch diese Maßnahme geht der brennliche Geschmack verloren. Den Topf, in dem sich das Essen angefetzt hat, kühlt man mit Wasser und fügt reichlich Soda hinzu. So läßt man ihn 24 Stunden lang stehen, dann läßt er sich ohne Mühe sauber machen.

Wenn die Milch anbrennt. Wenn die Milch anbrennt, dann muß man sie mit Zusatz von etwas Natron noch einmal aufkochen (vorher natürlich ebenfalls in einen anderen Topf umschütten). Um das Anbrennen der Milch zu verhüten, empfiehlt es sich, den Topf in dem man sie abkocht, vorher mit kaltem Wasser auszuwaschen.

Flaschen zu reinigen. Das Reinigen von Flaschen geschieht am besten mit Hilfe von Eierschalen. Man füllt die Flasche mit Wasser, tut die zerstückelten Eierschalen hinein und schüttelt ordentlich. Denselben Dienst wie die Eierschalen können auch Sägespäne oder Sand leisten.

Die „Stärkere“ und „Ältere“ Frau. Der Typ der heutigen Mode ist für die Jungen und Schlanken. Die „Stärkere“ und „Ältere“ Frau existiert scheinbar nicht mehr, sie wird in den landläufigen Modeblättern tolgeschwiegen und wenn sie in Wirklichkeit ihr Dasein dennoch im kurzen, engen Rod zeigt, wirkt sie als groteske Lächerlichkeit. Im neuen Best der Zeit, *Schrift Neue Frauenkleidung und Frauenkultur* (Verlag G. Braun, Karlsruhe), spricht Emmy Schöpsch über das Kleid der „Stärkeren“ und „Älteren“, was sie erstreben und vermeiden muß, um die eigene Art in der vollständig von dem modischen Zeitgeist abwendet. Gute Abbildungen unterstützen das Wort und geben die Anwendung der Forderung: die eigene Note im Rahmen der Mode zu wahren.